

Dialogprozess: Gesprächsführung und Streitkultur in der Kirche

Bernhard Plois; Fragen: Thomas Nolte

1. Mit großen Erwartungen vieler Katholikinnen und Katholiken in Deutschland beginnt am 8./9. Juni der Dialogprozess. Wie geht man mit einem solchen Erwartungsdruck um? Wie kann man sich davon freimachen, was kann er aber womöglich auch positiv bewirken?

Den Erwartungsdruck sehe ich in erster Linie bei kirchlich besonders engagierten Leuten, zumeist Insidern, also einer eher kleinen Gruppe aus der großen Zahl der Gläubigen. Diese haben dezidierte eigene Meinungen und Erwartungen, die sie natürlich für sich zufriedenstellend bestätigt sehen möchten. Glaubenssachen sind naturgemäß Bekenntnissachen, und die sind emotional besetzt. Sie werden oft entsprechend heftig vertreten. Zu wünschen ist, dass die am Dialogprozess Beteiligten hinreichend Erwartungsdruck verspüren und sich diesen auch gönnen, denn psychologisch gesehen ist ein mittleres Erregungsniveau die optimale Voraussetzung für Erfolge. Wer sich gegen jeden Erwartungsdruck immunisieren muss, weil er Angst hat, sollte lieber nicht teilnehmen. Andererseits sollten die Dialogpartner sich aber auch nicht so unter Druck setzen, dass sie am Ende Opfer ihrer zu hohen Ansprüche werden und es dann heißt: „Außer Spesen nichts gewesen.“

2. Mitunter ist es schon für zwei Menschen schwierig, miteinander ein gutes Gespräch zu führen. Wie kann das bei 300 Personen gelingen, die jetzt zunächst in Mannheim zum Auftakt des Dialogprozesses zusammenkommen?

Vor oder in einem Forum von 300 Personen ein „gutes Gespräch“ zu führen, in dem ergebnisoffen Für und Wider abgewogen werden, in dem man sich auch emotional berühren lässt und tolerant neuen Einsichten gegenüber ist, erfordert viel an persönlicher Größe. Das geht leichter in kleinen Gruppen und im persönlichen Austausch. Im Plenum hingegen kommen von 300 immer nur einzelne zu Wort und die nutzen natürlich das Forum politisch. Positionen mit „Bekenntnischarakter“ wird man da nur allzu ungern revidieren oder gar aufgeben. Um eine Maxime der Kommunikationstherapie zu bemühen: Wer Partnerschaft „platt machen“ will, wer Sieger über den anderen sein will, muss engagiert argumentieren, sich rechtfertigen, vielleicht den anderen abwerten; wer aber Begegnung ermöglichen will, muss vor allem Zuhören. Es ist sehr zu wünschen, dass es den Dialogpartnern weniger um Gewinnen und Verlieren geht – das würde eher persönliche Narzissen bedienen und entspräche politüblichen Machtkämpfen – sondern dass die gravierenden Nöte der Gläubigen und der Kirche als Institution im Mittelpunkt von sachlichen Auseinandersetzungen stehen. Das setzt voraus, dass die Beteiligten sich als Diener aller verstehen. Sie sollten ihre narzisstischen Anteile im Griff haben. Bei 300 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ein sicherlich sehr ehrgeiziger Anspruch. Dennoch ist er der einzig gangbare Weg, soll sich was bewegen.

3. Manche sprechen von starken Polarisierungen innerhalb der katholischen Kirche in Deutschland. Wie geht man sinnvoller Weise in ein Gespräch, bei dem Konflikte gewissermaßen programmiert sind?

Von starken Polarisierungen wird m. E. nicht nur gesprochen. Die gibt es. Und sie sind schädlich sowohl für das öffentliche Bild der Kirche als auch für die Vermittlung der lebensbejahenden und befreienden Kraft, die eigentlich vom Glauben ausgeht. Wenn die innerkirchliche Diskussion von Fragen der kirchlichen Administration und ihren Strukturen beherrscht wird, geht das an den Essentials des Evangeliums und den existentiellen Bedürfnissen der Gläubigen vorbei. Aus organisationspsychologischer Sicht muss man feststellen, dass die Administration mehr mit sich und ihrer Überlebenssicherung befasst ist als mit den Visionen und der Gemeinschaft, die ihre Grundlage waren und noch sind. Dem anstehenden Dialogprozess sollte man lösbare, vorprogrammierte Konflikte durchaus wünschen, damit überhaupt etwas in Bewegung gerät. Der Lösung der Konflikte bedarf es aber keineswegs nur einer „Flickschusterei“ auf administrativer Ebene, sondern in erster Linie einer Rückbesinnung auf die Primärvision: Kehrt um und glaubt an die frohe Botschaft, tragt diese zu den Menschen und erneuert die Welt. Ergänzen möchte man: Und verschont sie mit ängstlichem, visionslosem Kreisen um euch selbst! Das interessiert draußen sowieso keinen mehr. In Kürze: Rückbesinnung auf das Ursprüngliche! Zölibat, Frauenpriestertum, lateinische Messe usw. sind zwar Reizthemen und auch wichtig. Aber psychologisch gesehen haben sie auch starken Abwehrcharakter. Sie lenken ab von den existentiellen Fragen des Glaubens.

4. Was empfehlen Sie Menschen, die voll Ungeduld auf Reformen hoffen, bei einigen Themen aber schon im Vorherein wissen, dass auch das anstehende Gespräch keine Veränderung bringen kann, weil dazu die Legitimation fehlt?

Eine kurze Antwort ganz im Sinne des schon Gesagten: Machen Sie ihr Glaubensleben nicht zu sehr von gefühlten Enttäuschungen über die „Religionsverwaltung“ abhängig. Zur Freiheit sind wir Christen berufen, nicht zur Abhängigkeit. Aber auch: Bleiben Sie dran an der immer zu leistenden Reform des Apparats durch Rückbesinnung auf die Vision. Über die mangelnde Reformfähigkeit frustriert zu sein sollte nicht heißen, sich von Reformbemühungen zu verabschieden. Das tun außerhalb des inneren Zirkels der Kirchen schon genug.

5. Und was raten Sie jenen, die Angst vor Veränderungen haben, vor Reformen, vor Ungewissheiten, wohin es mit dieser Kirche gehen mag?

Wenn ich Ihre Frage wörtlich nehme, lautet die Antwort: Psychotherapie oder Beratung! Das möchte ich erläutern: Wenn bei jemandem Angst diagnostiziert wird, ist das ein Symptom, dessen Behandlung die Krankenkasse bezahlt. Nun werden Sie in Ihrer Frage nicht Angst im engen pathologischen Sinne gemeint haben, wohl aber eine Ängstlichkeit, die einhergeht mit Verunsicherung, wie sie jede Entwicklung mit sich bringt. Und der Tendenz nach ist das Angst. Aufkommende Ängste durch ein immer stärkeres Festhalten am Alten bändigen zu wollen, ist ein Versuch, der das Symptom Angst nur noch verstärkt. Ein solches Verhalten befreit nicht; es versucht vergeblich das aufzuhalten, dessen Zeit gekommen ist. Ein solches Vermeidungsverhalten geht oft einher mit der Verfestigung zwanghafter Charakterzüge und lässt eine Persönlichkeit, wenn sie ohnehin schon „schwach“ ist, nicht aufblühen. Diesen Personen sollte man vielleicht raten, selbstsicherer und unabhängiger von dem zu werden, was sie über Gebühr hindert am Leben. Die Intention der Beratung – und die käme „Therapie“ schon sehr nahe – wäre: „Weg vom Überleben, hin zum Leben!“ Letztlich geht es um die Frage nach dem Vertrauen, das die Personen in Gott haben, ob sie ihm zutrauen, sich auch in sich ändernden kirchlichen Strukturen zu vermitteln und wirkmächtig zu bleiben, oder ob sie ihn nur in verfestigten Strukturen zu denken und ihm in solchen zu danken und zu dienen vermögen. Wenn ich die Exodus-Religion und Geschichte der Kirche von ihrem

Anfang an, vor allem ihre geistesgeschichtliche Wirksamkeit, richtig verstehe, ist diese doch eine Geschichte des Aufbruchs und der Entwicklung, auch wenn sie immer wieder erstritten und erkämpft werden musste gegen die Kräfte des Beharrens. Den Ängstlichen sei also Mut zugesprochen. Der Volksmund sagt: Wer nicht wagt, hat schon verloren. Angst, die keine sogenannte Realangst ist und Signalcharakter hat (vor realer Verbrennung, giftiger Schlange usw.), sondern psychologische Ängstlichkeit ist, ist ein schlechter Ratgeber. Ich würde den Ängstlichen raten, nicht aus Angst vor Misserfolg zu erstarren, sondern aus dem Streben nach Erfolg und im Vertrauen auf Gottes Hilfe lieber Neues zu wagen.

6. Was bedeuten solche Emotionen – Ungeduld einerseits, Sorge und Angst andererseits – für das Gespräch, auch für die Gesprächsführung?

Beide Emotionen sind Triebfeder und Hemmnis zugleich. Sie stehen in einem Ergänzungsverhältnis. Ihr Teufelskreis lautet „Ich bin so ungeduldig, weil du aus Angst keine Veränderung willst“ bzw. „Ich bin so änderungsresistent, weil Du so ungeduldig bist und immer Neues willst“. Das ist ein klassisches, oft unbewusstes Zusammenspiel, das auch viele Paare kennen und womit sie in die Eheberatung gehen. Wird das Muster bei Paaren nicht therapeutisch aufgedeckt und aufgelöst, endet das meist nach heftigem Machtkampf mit gegenseitigen Beschuldigungen und Entwertungen in einer Scheidung und hat ein trauriges Nachspiel für die Kinder. Erwiesenermaßen haben die Streitenden im Eifer ihres Gefechts das Wohl der Kinder nur wenig im Blick. Zu wünschen ist den Dialogbeteiligten, dass sie da mehr Souveränität auch im Sinne ihrer Kinder, den Gläubigen und den Gemeinden, haben. Die Gesprächsführung ist um ihre Aufgabe nicht zu beneiden, soll sie doch eine heterogene Großgruppe zusammenbringen. Nur zwei Menschen machen es Therapeuten manchmal schon schwer genug. Aber Therapie und Großgruppendedialog bedienen hoffentlich unterschiedliche Ebenen: Hier mehr die Gefühlsebene dort mehr die Rationalität. Seien wir also guter Hoffnung, dass es eine fruchtbare Begegnung in Mannheim wird.

7. Was macht für Sie ein Gespräch zu einem erfolgreichen Gespräch?

Bezogen auf den Dialogprozess wäre es für mich ein Erfolg, wenn – um im Bild zu bleiben – nach der „Befruchtung in Mannheim“ eine gedeihliche Schwangerschaft folgen würde, der Leben entspringt, das für die „Eltern“ so herausfordernd ist, dass sie gar nicht anders können, als im Dialog zu bleiben über das, in dem sie weiterleben. Ein erfolgreiches Gespräch gebiert immer neu. Es bejaht das Leben und entwickelt es immer weiter.